

Gottes Mühlen mahlen langsam

Autor(en): **Tolstoi, L.N.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 16

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie sind reiche Kaufleute und tüchtige Techniker geworden. Und keiner ist auf seinem Lebensweg daneben geraten.

Ein paar Tage nach dem Feste plauderte ich mit dem Mütterlein. Es war stolz auf seine Söhne. Da fragte ich: „Nun sagt mir doch einmal, wie habt Ihr es denn gemacht, daß sie alle so gesund und so tüchtig geworden sind?“ In meinem Herzen war ich begierig auf die Erziehungsweisheit, die ich aus dem Munde der glücklichen Mutter zu hören bekommen könnte. Aber da wurde ich arg enttäuscht. Die Frau schaute mich an, als ob sie mich nicht recht verstünde. Und ich mußte ihr wohl die Frage etwas näher auseinandersetzen. Da meinte sie: „Wie ich es gemacht habe? Gar nichts habe ich gemacht, die sind alle von selber so geworden.“ Und wie um die Ungeheuerlichkeit meiner Frage zu bemänteln, erzählte sie weiter von ihren sieben Söhnen, und fünfzehn Enkel hätte sie und zwei Urenkel gar dazu.

Sollte die alte Frau wirklich alle Einzelheiten der Erziehung ihrer Kinder vergessen haben? Kaum möglich; denn ihr Gedächtnis ist auch für das Einzelne und besonders für das Fernerliegende ausgezeichnet. — Dann wäre also wirklich ihre ganze Erzieherweisheit gewesen: Gar nichts machen, von selber werden lassen? —

Gar nichts? Ist das nicht unverantwortlich gehandelt an den Seelen der Kinder? — Wie kommt es aber dann, daß doch alle sieben Söhne so treffliche Männer geworden sind? —

Ist vielleicht dieses „Nichts“ doch nur scheinbar und ist in Wirklichkeit ein sehr bedeutungsvolles „Etwas“?

Diese Annahme ist auch richtig; denn es gibt in der Erziehung ein zweifaches „Nichts“. Eines, das wahrhaft „Nichts“ ist, das sich um die Kinder nicht kümmert, dem gar nichts daran liegt, wie die Kinder werden. Das ist unverantwortlich vor Gott und der Welt, Unsere Großmutter aber meint ein anderes „Nichts“, und das steckt voller Kraft. Diese Kraft ist so groß, daß sie verzichten, schweigen und warten kann. Das ist oft viel wertvoller und erfolgreicher als fordern, viel reden und ungeduldig sein. Es war das eine harte Kunst, die so ein einfaches Mütterlein an sieben stürmischen Brauserköpfen lernen mußte. Eine große Bescheidenheit liegt darum in der Antwort der Großmutter; denn in Wirklichkeit steckt sehr viel hinter diesem „Nichts“!

Es steckt dahinter die Erkenntnis: Mit unserer schwachen Kraft allein können wir in der Erziehung wenig erreichen. Das Wichtigste sind die Anlagen, die Keime, die im Kinde liegen. „Du wirkst nur, was du bist“, hat ein ganz großer Mann gesagt. Was wir dazu leisten können, das ist alles nur Handreichung, das ist ein Freimachen der Wege, ein Leiten und Führen; aber den im Innern vorgezeichneten Weg, „die unverdiente Gnade“, können wir nicht ändern und nicht erzwingen. Bescheiden muß darum der Erzieher trotz der unendlichen Arbeit, die er noch zu leisten hat, zurücktreten, muß diesen Mächten den Vorrang lassen und muß bekennen: „Nichts!“

Diese Bescheidenheit verhütet einen großen Fehler: Daß wir zu viel erzählen. Da gibt es Leute genug, die meinen, etwas zu erreichen durch Predigen und immerwährendes Reden. Ja, wenn damit etwas erzielt wäre, dann wäre die ganze Welt voller Engel; denn es ist schon gar viel von allen Seiten an die Großen und Kleinen hingeredet, gemahnt und gepredigt worden. Daß das aber nichts oder nur wenig hilft, beweist die tägliche Erfahrung. Was die Herzen der Kinder und Erwachsenen mit fortzieht, das waren immer die reinen Taten. Diese sind still, sie reden und schreiben nicht; aber sie reizen zur Nachahmung. Das Großmütterlein hat seinen Söhnen ein Leben harter Pflichterfüllung vorgelebt; und alle sind harte Pflichtmenschen geworden.

In dem „Nichts“ der Großmutter liegt ein großes Vertrauen. Auch das redet nicht viel, läßt aber jeden Menschen fühlen: Ich glaube, daß du gut bist. Dieser Glaube

zwingt geradezu das Kind, gut zu sein. Denn das Vertrauen in die Kraft eines anderen erhöht dessen Kraft, zu schaffen und auf dem rechten Wege zu bleiben. Ewiges Mörgeln, Kritizieren hat immer Kräfte unterbunden, zum mindesten Zweifel an die eigene Fähigkeit hervorgerufen.

Wir brauchen nun nicht etwa zu meinen, die sieben Söhne seien nur so herangewachsen wie die jungen Bäume und hätten einen leichten Weg gemacht. Nein, nein, im Leben von sieben gesunden, tatelustigen Menschen kommt manches in die Quere. Es hat manche Hemmungen gegeben. Nur eines: Die Mutter hatte den Jüngsten am meisten ins Herz geschlossen. Der sollte den Hof übernehmen. Alle anderen waren schon draußen in der Welt. Gerade der Jüngste aber hatte eine unstillbare Sehnsucht in die Ferne. Da ließ auch ihn die Mutter ziehen und verzichtete schweren Herzens, jedoch ohne viel Worte zu machen, auf die Erfüllung ihres Wunsches. Ein anderer Sohn kam aus der Fremde zurück und trat das Erbe an. Und alles ist gut geworden, sowohl im Leben des Jüngsten als in der Führung des Hofes.

Nun mag vielleicht das Bild der Frau nicht ganz im rechten Lichte erscheinen. Wie müde Resignation mag all das klingen, was ich da von ihr erzähle. Das ist aber durchaus nicht der Fall. In der Frau hat immer ein zäher Wille gesteckt, von dem ihre Kinder wohl zu erzählen wissen. Aber sie hatte den sicheren Blick der Bäuerin, der erkannte, daß aus gesundem Korn gesunde Saat aufgeht, daß durch viele Künsteleien an der Saat mehr geschadet als genützt wird, daß die Saat Sonne und Regen braucht, daß aber niemand diese Vorbedingungen zum wahrhaftigen Gedeihen geben kann. Diesen riesengroßen natürlichen Mächten gegenüber fühlte sie die Kleinheit und Bedingtheit menschlichen Wirkens. Und so fand sie auf die Frage: „Was habt Ihr getan, daß Ihr so tüchtige Söhne habt“, die kurze, lächelnde Antwort: „Nichts, die sind alle von selber so geworden.“ K. H. („Eltern-Zeitschrift“).

Gottes Mühlen mahlen langsam.

Von L. N. Tolstoi.

In der Stadt Wladimir lebte einst ein junger Kaufmann namens Aksjonoff. Er besaß ein Haus und zwei Läden. Er war ein jugendfrischer blondlockiger hübscher Mensch, der beste Spazmacher und Vorsänger weit und breit. Als junger Bursch trank Aksjonoff gerne eins über den Durst und trafehlt, wenn er betrunken war; seit er aber eine Frau genommen hatte, ließ er das Trinken und brachte nur noch selten einen Rausch heim.

Einmal, im Sommer, fuhr Aksjonoff nach Nischnij auf den Jahrmarkt. Als er von seiner Familie Abschied nahm, sagte seine Frau zu ihm:

„Iwan Dmitrijewitsch, fahr du heute nicht! Ich habe einen bösen Traum gehabt.“

Aksjonoff lachte herzlich und sagte:

„Du fürchtest wohl immer noch, daß ich am Ende auf dem Jahrmarkt über die Schnur haue?“

Die Frau antwortete:

„Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte, aber ich habe so schlecht geträumt, — ich habe geträumt, du kommst aus der Stadt heraus, nimmst die Mütze ab, und plötzlich sehe ich: dein Haar ist ganz grau geworden.“

Aksjonoff lachte:

„Nun, das ist ein gutes Zeichen! Paß auf, ich mache gute Geschäfte, dann bringe ich euch was Feines mit!“

Und er nahm Abschied von seiner Familie und fuhr davon. —

Auf halbem Wege zur Stadt traf er mit einem ihm bekannten Kaufmann zusammen und sie blieben über Nacht. Sie tranken ihren Tee und legten sich dann in zwei nebeneinander liegenden Zimmern schlafen. Aksjonoff war kein

Langschläfer; er stand mitten in der Nacht auf, weckte seinen Fuhrknecht und hieß ihn anspannen, um noch die Morgenkühle zur Fahrt zu benützen. Dann ging er noch einmal in die Wohnstube zurück, bezahlte dem Herbergsvater seine Rechnung und fuhr davon.

Als er vierzig Werst zurückgelegt hatte, machte er in einem Gasthaus wieder Station, um zu füttern und sich auszuruhen; zum Mittagessen ging er auf die Vortreppe hinaus, ließ dort den Samowar aufstellen, zog seine Gitarre hervor und begann zu spielen. Plötzlich fuhr eine Troika mit Schellengeläute auf den Hof, und aus dem Wagen stieg ein Beamter mit zwei Soldaten, ging auf Aksjonoff zu und begann ihn auszufragen: wer bist du? woher kommst du? Aksjonoff gab über alles wahrheitsgetreue Auskunft und fragte schließlich: ist's nicht gefällig, ein Täschchen Tee zusammen zu trinken? Aber der Beamte hörte nicht auf, ihn zu verhören: „Wo hast du vergangene Nacht übernachtet? Allein oder mit einem Kaufmann? Hast du den Kaufmann gegen Morgen noch gesehen? Warum bist du so früh vom Hof abgefahren?“ Aksjonoff wunderte sich, warum man ihn so über alles ausfragte, er hatte doch alles wahrheitsgemäß angegeben, und schließlich sagte er: „Was fragen Sie mich denn unaufhörlich aus? Bin doch mein Lebtag kein Dieb oder Räuber gewesen! Gehe meinen Geschäften nach, da gibt es nichts auszufragen!“

Darauf rief der Beamte die Soldaten herbei und sagte:

„Ich bin der Polizeivorsteher und verhöre dich, weil dem Kaufmann, mit dem du die letzte Nacht zugebracht hast, der Hals abgeschnitten worden ist. Zeig deine Sachen vor, und ihr durchsucht ihn!“

Sie gingen ins Haus, nahmen seinen Koffer und Reise sack auseinander und durchsuchten alles. Plötzlich zog der Polizeivorsteher aus dem Reisesack ein Messer hervor und schrie: „Wem gehört dies Messer?“

Aksjonoff schaute hin, — ein Messer voller Blutflecken hatten sie aus seinem Sack hervorgezogen:

„Wie kommt das Blut an dieses Messer?“

Aksjonoff wollte antworten, aber er konnte kein Wort hervorbringen: „Sch... ich weiß nicht... ich... das Messer... ich... nicht meines...“

Darauf sagte der Polizeivorsteher:

„Gegen Morgen hat man den Kaufmann mit durchschnittener Kehle auf seinem Bett gefunden. Außer dir kommt niemand in Frage. Die Hütte war von innen verriegelt, und drinnen war niemand außer dir. Da haben wir auch das Messer in deinem Sack! Ja, und man sieht's dir auch am Gesicht an! Gestehe, wie du ihn umgebracht und wie viel Geld du geraubt hast!“

Aksjonoff schwur bei allen Heiligen, daß er es nicht gewesen sei, daß er den Kaufmann gar nicht mehr zu Gesicht bekommen habe, seit sie miteinander Tee tranken, daß das Geld da seines sei, seine 8000 Rubel, daß das Messer nicht ihm gehöre. Aber die Stimme versagte ihm, sein Gesicht wurde totenblaß und er zitterte am ganzen Körper vor Angst, wie ein ertappter Verbrecher.

Der Kreisvorsteher winkte den Soldaten, befahl, ihn zu binden und in den Wagen zu bringen. Als sie ihn mit gebundenen Füßen auf den Wagen warfen, bekreuzigte sich Aksjonoff und brach in Tränen aus. Sie nahmen ihm seine Sachen ab und sein Geld und brachten ihn in die nächstgelegene Stadt ins Gefängnis. Man holte aus Wladimir Auskunft, was für ein Mensch er gewesen sei; alle Kaufleute und Einwohner von Wladimir bekundeten, daß Aksjonoff als junger Bursch gerne trank und über die Schnur haute, aber daß er ein guter Mensch sei. Darauf wurde die Untersuchung eröffnet. Die Anklage lautete auf Ermordung des Kaufmanns von Kasan und Diebstahl von 20,000 Rubel.

Seine Frau grämte sich indessen um ihren Mann und wußte nicht, was sie denken sollte. Ihre Kinder waren noch klein, eines war noch an der Brust. Sie nahm alle mit sich

und fuhr in die Stadt, in der ihr Mann im Gefängnis saß. Zuerst wollte man sie nicht hineinlassen, aber sie bat die Gefängniswärter so lange, bis man es erlaubte. Als sie ihren Mann erblickte, im Gefängnisfittel, in Ketten, zusammengespart mit Räubern — fiel sie ohnmächtig zu Boden und konnte lange nicht zur Besinnung kommen. Dann stellte sie die Kinder um sich herum, setzte sich ihm gegenüber und begann ihm von zuhause zu erzählen und ihn auszufragen, was mit ihm geschehen war.

„Was soll jetzt werden?“ sagte sie.

Er antwortete: „Man muß an den Zaren ein Gesuch einreichen. Man kann einen Menschen doch nicht unschuldig zugrunde richten!“

Sie habe schon ein Gesuch an den Zaren eingereicht, gestand die Frau, es sei aber keine Antwort gekommen. Aksjonoff senkte den Kopf und verstummte. Darauf sprach die Frau:

„Weißt du noch, nicht umsonst habe ich damals geträumt, daß du grau geworden bist! Und jetzt bist du vor Kummer wirklich grau geworden. Wärest du doch damals nicht gefahren!“

Und sie begann seine Haare zu streicheln und flüsterte: „Wanja, Herzensfreund, sag deiner Frau die Wahrheit: Hast du's getan?“

Aksjonoff sagte: „Also auch du hast so von mir gedacht!“ bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Tränen aus. Darauf kam ein Soldat und befahl der Frau, mit den Kindern jetzt zu gehen. So nahm Aksjonoff zum letztenmal Abschied von seiner Familie.

Als die Frau fort war, begann Aksjonoff zu überdenken, was sie miteinander gesprochen hatten. Wie er daran dachte, daß auch sie ihm die Tat zugetraut hatte, sprach er zu sich selber:

„Offenbar weiß außer Gott niemand die Wahrheit, ihn muß man anflehen, nur von ihm kann Erbarmen kommen.“

Von da an gab Aksjonoff es völlig auf, Gesuche einzureichen, und auf Menschen zu hoffen.

Man verurteilte schließlich Aksjonoff zur Knute und zur Verschidung in die Katorga. Das Urteil wurde vollstreckt. Man peitschte ihn aus; als die Knutenstriemen verheilt waren, schickte man ihn mit anderen Zuchtsträflingen nach Sibirien.

Dort lebte Aksjonoff 26 Jahre. Sein Haar wurde weiß wie Schnee und der Bart wuchs ihm lang, schmal und grau zur Brust. Seine Fröhlichkeit war vergangen. Er ging gebückt und langsam, redete wenig, lachte niemals und betete viel zu Gott.

Im Zuchtthaus lernte Aksjonoff Schuhe nähen; für das Geld, das er sich damals verdiente, kaufte er sich die „Heiligenlegenden“ und las darin, sobald es in der Zelle hell wurde; an den Festtagen ging er zur Kirche, las aus den Aposteln vor und sang im Kirchenchor — seine Stimme war noch immer schön. Die Gefängnisverwaltung mochte Aksjonoff wegen seiner Friedfertigkeit gern; auch seine Gefängnisgenossen schätzten ihn hoch und nannten ihn „Großväterchen“ und „Gottesknecht“. War im Gefängnis ein Gesuch zu stellen, so schickten die Kameraden immer Aksjonoff vor, um die Sache bei der Verwaltung anzubringen, und wenn zwischen den Gefangenen Streit ausbrach, so ernannten sie stets Aksjonoff zum Schiedsrichter.

Von zuhause schrieb an Aksjonoff niemand eine Zeile; er wußte nicht, ob seine Frau und seine Kinder noch lebten.

Eines Tages brachte man in die Katorga einen neuen Schub. Am Abend versammelten sich alle alten Sträflinge um die neuen und begannen sie auszufragen, aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe sie seien und wofür man sie verurteilt habe. Auch Aksjonoff setzte sich zu ihnen und hörte mit gesenktem Kopf den Erzählungen zu. Einer von den Neuen, ein hochgewachsener, kräftiger Greis von 60 Jahren, mit grauem kurzgeschnittenem Bart, er-

zählte gerade, warum man ihn festgenommen hatte. Er sagte: „Also, Brüder, tatsächlich — für nichts und wieder nichts hat man mich hier eingesponnen. Habe einem Fuhrknecht das Pferd vom Schlitten gespannt. Sie packen mich, schreien: Hast's gestohlen! Ich sage: Ich wollte nur schneller vom Fleck kommen, ich hab das Pferd nicht behalten wollen. Uebrigens bin ich mit dem Fuhrknecht befreundet. Recht muß Recht bleiben, sage ich euch! Nein sagen ist, hast's gestohlen. Das aber wissen sie nicht, wo und was ich wirklich gestohlen habe. Das sind so alte Geschichten, für die hätte ich eigentlich längst nach Sibirien kommen müssen, aber sie konnten mir nichts nachweisen. Diesmal aber haben sie mich zu Unrecht hierhergesteckt. Na, sicher ist eines — lang bleib' ich hier nicht zu Gast...“

„Aber woher bist du denn?“ fragte einer von den Sträflingen.

„Wir sind aus Wladimir, Kamerad, dortige Kleinbürger. Heiße Makar, Sohn des ehrengedachten Semen.“
(Schluß folgt.)

Politische Wochenschau.

Frankreich, das klassische Land der hohen Politik, beansprucht gegenwärtig das lebhafteste Interesse der politischen Welt. Herriot ist vorletzten Mittwoch durch den Senat gestürzt worden. Der Vorgang spielte sich, ganz kurz gefaßt, in folgender Weise ab.

Der neue Kriegsminister de Monzie hatte, wie bereits in letzter Nummer erwähnt, eine neue Finanzvorlage ausgearbeitet. Deren Hauptbestandteil war die freiwillige Vermögensabgabe, die in das Kleid einer obligatorischen Anleihe (Zwangsanleihe) gesteckt wurde, um vertrauenerweckender zu erscheinen. Jeder Bürger hatte mit bloß 3 Prozent verzinsliche Staatsscheine zu kaufen. Das Geld sollte zur Tilgung der schwebenden Staatsschulden verwendet werden. Die Vorlage versprach dem Bürger größte Loyalität in der Behandlung seiner Selbsteinschätzung. Nur da, wo sie gar zu minim, sollte sie mit dem Steuerregister verglichen und höhergeschätzt werden; nur im äußersten Falle sollte zur Untersuchung der Vermögensverhältnisse des Verweigerers geschritten werden.

Etwas später enthüllte de Monzie die bedenklichere Hälfte seiner Finanzvorlage. Mit der Vermögensabgabe allein war es eben nicht getan. Sie vermochte nicht aus der augenblicklichen Notlage herauszuhelfen. Welches war diese Notlage? Im Laufe dieses Jahres werden 23 Milliarden Schatzscheine des Staates fällig. Die Regierung wußte, daß die Inhaber dieser Papiere ihr Geld ausbezahlt haben wollten. Sie war von allen Bankstellen aus darüber informiert, daß bei den Staatsgläubigern das Vertrauen in den Staat im Verschwinden begriffen ist, und sie wußte, daß sie die Rückzahlung vorbereiten mußte, um das Vertrauen wieder zurückzugewinnen. Das Mißtrauen der Bürger war genährt worden durch das Gerücht von einer ungeseligen Inflationspolitik der Regierung. In Frankreich ist nämlich die Höhe der Notenausgabe gesetzlich festgelegt. Zurzeit beträgt diese Höchstgrenze 41 Milliarden. Das Gerücht war nur zu wahr. Das zeigte sich, als de Monzie als ersten Punkt in seiner Finanzvorlage das Verlangen stellte, die Bank von Frankreich sei zu ermächtigen, 4 Milliarden neuer Noten auszugeben, und als zugleich publik wurde, daß durch dieses Verlangen eigentlich bloß eine schon bestehende Inflation von der Legislative gutgeheißen werden sollte. Die 4 Milliarden neuer Noten sind schon im Umlauf und zwar ungeseligerweise; das mußte von der Regierung eingestanden werden, und das brach ihr das Genick.

Die Praxis bestätigt hier wieder einmal, daß das Geld die Welt regiert. Die französischen Geldbesitzer wissen, daß wenn der Staat zu viele Noten ausgibt, die Preise steigen, das Geld dadurch weniger kaufkräftig, also schlechter wird.

Daß darum festgelegtes Geld (Staatspapiere) der Gefahr des Schwundes ausgesetzt ist (vide deutsches Beispiel). Sie meiden die langfristigen Anlagen, um jederzeit flüssiges Geld zu haben, das in Sachwerte umgewandelt wer-



Marcus Garvey.

der sich gern „Präsident von Afrika“ nennen ließ, wurde wegen Unterschlagung zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Garvey hat auf Konferenzen und auch sonst an der Öffentlichkeit eine Rolle gespielt. Er war ein Gegner der weißen Rasse in Afrika und prägte das Schlagwort „Afrika den Afrikanern“.

den kann. Dies die mysteriöse Abneigung vor langfristigen Staatswerten, über die die französische Finanzleitung schon so lange klagte. Das französische Volk ist eben in Finanzsachen geschulter als andere Völker; es entzieht einer Regierung unmittelbar das Vertrauen, das nicht Ordnung zu halten versteht im Finanzhaushalt.

Man muß es bedauern, daß Herriot über diesen innerpolitischen Stein hat stolpern müssen, ist er doch an der finanziellen Notlage des Staates nicht selber schuld. Er war zweifellos der Mann, der Frankreichs Außenpolitik richtig zu führen verstand, der beigetragen hat, im kriegsranken Europa jene Sphäre der Beruhigung zu schaffen, in der allein das junge und garte Bäumchen Völkerbund — bis heute immer noch der Angelpunkt aller Hoffnungen für eine friedliche Zukunft — wachsen und erstarren könnte. Sein frisches, vertrauensvolles Eintreten für die Ideale des Friedens in Genf und sein glaubenstarkes Festhalten am Schiedsgerichtsprotokoll bleiben ihm unvergessen. Was ihn zu Fall gebracht hat, das sind in letzter Hinsicht die Mächte der Reaktion, die wir füglich identifizieren können mit denen des kurzfristigen Egoismus. Wo das Kapital, das ist das zinsfordernde Geld, seine Prozente bedroht sieht, da macht es nicht mehr mit, da streift es. Gleichgültig, ob es in der Hand des Milliardärs steckt oder in der des kleinen und kleinsten Rentners. Das kleinste Zinslein macht den doktrinärsten Sozialisten zum Schrittmacher des Kapitalismus. Das hat Macdonald erfahren und hat nun auch sein Freund Herriot erlebt.

Es wäre denkbar, daß Herriot dem neuen Ministerium als Außenminister angehörte. So wie die Situation heute liegt, muß sich auch die neue Regierung auf den Linksblock stützen; denn er hat die Mehrheit. Noch ist zur Stunde nicht entschieden, welcher Mann sie führen wird. Painlevé hat, von Doumergue zuerst befragt, abgelehnt. Dann hat Briand vom Präsidenten der Republik den Auftrag bekommen; seine Besprechungen führten nicht zum Ziel, da